

Stizze von Emil Romanus.

Vor dem Spiegel in ihrer Circus- Garderobe steht Miß Elvira, die ge- fesselte Trapezkünstlerin, der Star der Saison. In wenigen Minuten wird sie draussen erscheinen vor den vielen, vie- len Menschen, die alle auf sie warten, auf die schöne Miß Elvira, die tod- tüdne Fliegerin hoch oben in der Arena. O, es ist herrlich, so bewundert zu werden — mit einem Lächeln, einem Blick Laufende zu bezaubern! Mit keiner Königin tauscht sie, wenn sie wie ein Vogel durch den Riesenraum dahinschwebt, umdrauft von dem schier endlosen Beifall des Publikums. Dies- ses höchste Glückgefühl ist es wertig, daß sie täglich ihr Leben auf's Spiel setzt mit dem gewagten Akrobat, die sie völlig frei, ohne den beruhigenden Schutz des ausgepannten Netzes aus- führt.

Der Spiegel wirft ihr Bild zurück: ein gertenschlanke, elastische, musku- löse Körper, — ein feiner Raffetopf von südländischem Typus, umrahmt von tief-schwarzen, glänzenden Haar- wellen, — große, nachtschwarze, strah- lende Augen. Ein Diadem von kost- baren Brillanten, das wohl eine Kö- nigin hätte schmücken dürfen, blüht in dem vollen Haar. Der Graf von Below schenkte es ihr an ihrem letzten Geburtstag. Ja, sie ist schön, blen- dend schön. Sie weiß es, und um die vollen Lippen fliegt ein Zug von Hoch- muth, wie sie ihr Ebenbild im Spiegel erblickt.

An ihr Ohr dringt lautes Beifalls- klatschen und Lachen. Es gilt dem Clowen Bobby, der hoch in der Luft des Publikums steht. Gleich wird er kommen und sie in die Manege geleiten, wo er ihr Auftreten durch seine urkomischen Späße akkompagnirt.

Wie sie an ihn denkt, ist ihr der Glanz in ihren Augen getrübt. Vom ersten Augenblick ihres Hierseins an ist ihr dieser Mensch zuwider gewesen. In letzter Zeit war noch ein anderes Ge- fühl hinzugekommen: Furcht. Sie weiß selbst nicht, wie sie es sich erklä- ren soll, fürchtet sie sich doch nicht, wenn sie Abend für Abend ihre todes- muthigen Exerzitionen am schwebenden Trapez ausführt. Eins aber weiß sie: der Clowen ist der Schatten in dem Lichtglanz, das sie, die Gefeierte, hier lächlig empfindet.

Sie greift nach der Reitpeitsche, mit der sie immer die Arena zu betret- ten pflegt und will sich umwenden — da juckt sie zusammen. Dort in der Ede neben der Thür steht der Clowen. Aus dem gespenstisch weißen Antlitz strahlen fiebernde Augen sie an, starren und starren. Und aus dem blutroth ummalten Munde kommen die stereo- typen Worte: „Darf ich Sie in die Manege bitten, Fräulein Elvira?“

Aber heute Abend flirrt und gittert noch etwas anderes in diesen Worten, etwas, das ihr die Kehle zusammen- schneidert.

„Und die Augen, die fiebernden Au- gen!“ Ein Schauer läuft über ihre Seele, aber ihre Lippen sagen lächelnd: „Schon? Ich bin fertig...“

Der Clowen steht und starrt. . . . . Schauer geht sein Athem.

Die Augen, die Augen! . . . . . Sie wendet sich zum Gehen, da fängt der Clowen vor ihr nieder, am ganzen Leibe bebend:

„Ich — liebe Dich!“ In heftiger erschütter Leidenschaft werden die Worte herausgeschossen. Und seine Lip- pen küssen in heiliger Andacht den Fuß der Künstlerin. Sie zieht ihn zurück, als habe eine Schlange sie be- rührt. Und ihr stolzes, klingendes Sil- berlächeln fliegt durch den Raum.

„Ein Clowen! Welche Ehre! Köst- lich! Stehen Sie auf, Herr Clowen!“ Weihen der Hohn ist in ihren Worten. Und wieder dieses Lachen, dieses tauf- lische, herrliche Lachen. . . . . „Wer mich besitzen will, Herr Bobby, der muß ein Mann sein, hören Sie, aber kein Au- gust!“

Da springt der Jäh auf, den das treffen sollte. Seine Hände unklam- mern mit eisernem Griff die schlante Gestalt, seine Augen flammen in wil- der Leidenschaft, sein heißer Athem will ihr die Stimme betäuben. Haß und Rache und Liebe toben in dem Verliebten. Heiße, leidenschaftliche Küsse preßt sein fiebernder Mund auf der Geliebten Wangen und Lippen. Aber jetzt kommt es wie Riefkraft über die Wehelohe. Sie entwindet sich den Armen des Clowens, in jedem Nerv bebend. Blücheln erfährt sie die Peitsche und läßt sie mit jäher Ge- walt ein-, zweimal auf den Rasenden herabfallen.

Der Jucht zusammen, wie vom Blitz getroffen. Ein erschütter Wuthschrei entringt sich seiner Brust, wie er halb betäubt zur Erde taumelt. Als er aufblickt, ist er allein. Von der Arena her schallt Jubel und Händeklatschen. Die Königin des Abends wird emp- fangen. . . . .

Da erhebt er sich, auf dem Gesicht das rothe Mal der Schande. Er er- greift eine Pulverpistole, um die zwei tothen Streifen zu verwischen. Im Spiegel leuchten ihm ein Paar von wilder Rachsucht erfüllte Augen ent- gegen. . . . .

Im nächsten Augenblick tollt er in der Manege umher. . . . .

Nacht. . . . .

Ein dunkler gähnender Rachen liegt der weite Raum des Circus da. Wo Licht und Leben noch vor wenig Stun- den stuheten, da herrscht jetzt dumpfe nächtliche Stille. Nur hin und wieder unterbricht das Wiehern der Pferde oder das Brüllen eines Raubthieres die Ruhe der Nacht.

Unten in der Manege ein Mann. Vielleicht einer der Stallknechte? Was späht der Mann umher, wie er lang- sam vorsichtig an einen Pfeiler heran- schleicht? Jetzt löst sich etwas von diesem Pfeiler und schwebt in der Luft: ein Seil. Der Mann klettert daran empor — lagenartig flink — im Nu ist er oben, dicht unter der Decke. Aus der Tasche holt er ein Instrument. Eine Handfläche ist's. Durch die Stille der Nacht surrt ihr feiner Ton — sekundenlang. . . . .

„Der Mann dort oben ist fertig. Blücheln gleitete er hinab. Nach we- nigen Sekunden ist er wie ein nächt- liches Gespenst verschwunden.“

Festimmung herrscht in der licht- durchwogenen Arena. Um die Manege ziehen sich Blumengewinde. Das Haus ist bis auf den letzten Platz gefüllt.

Es ist der Abend der schönen Miß Elvira, die heute zum 50. Male auftritt.

In einer Loge sitzt Graf Below. Neben dem Grafen der Diener, in der Hand ein prächtiges Kiesenbouquet aus Veilchen und Rosen. Es soll Miß Elvira bei ihrem Abgang überreichen werden.

Fanfare. Das Publikum reht die Hälfte. Gleich wird die Ungebuld ge- stift. Jetzt — der Clowen. Sein Ge- sicht ist noch weißer, sein bemalter Mund noch röther — wie blühend nach Blut. Er schlägt Purzelbäume, toller scheint er denn je. Ein Aufsch. Ah!!! Nie war sie schöner, liebezei- tender wie heute, Miß Elvira. Das Pu- blikum rast. Die Musik schmettert.

Die Künstlerin verneigt sich lächelnd, Aufhände werfend nach allen Seiten. Blumen und Sträuße fliegen ihr ent- gegen. Sie dankt. Und lächelt — lächelt —

Das Seil hinauf. Ein holdes Bun- der schwebt sie in der Luft. Die Musik macht eine kurze Pause. Dann legt sie mit einem Walzer ein. Leicht und pridelnd schweben die Töne durch den weiten Raum.

Oben auf dem Trapez sitzt Miß Elvira. Der Scheinwerfer läßt das blendend weiße Licht auf sie fallen. In ihm blüht und funkelt das Haar- diadem. Grazios wiegt sich die Künst- lerin ein paar Sekunden lang auf dem Trapez hin und her; dann gleitet sie hinab, faßt die Stange, deren beide Messingenden im Lichte blühen, mit den Händen und fliegt nun mit läch- lern Schwingung durch die Luft. Mit eleganter Geschwindigkeit springt sie auf ein bereitstehendes Podium, lä- chelnd sich verneigend. Wieder schüt- tet sie die Stange, um zurückzufliegen. Tausend Blide hängen an ihr. Die Walzerlakte perlen — Sie schwebt — Da — was ist das — das Trapez löst sich — Schreie — die Musik bricht jäh ab — Leichen- palst steht der Graf in der Loge —

Unten in der Manege ein wirrer Knäuel von Menschen — Man trägt eine Leiche fort —

An die Manege gelehnt steht der Clowen — starr — wie leblos. Der Glanz in seinen Augen ist erloschen. Und seine bebenden Lippen murmeln: „Elvira.“

Die erste englische Luftpost.

Die Luftpost von London nach Windsor hat bekanntlich jüngst zum ersten Mal ihren Dienst versehen. D. L. Lewis Poole und Kapitän Wyn- ham, die die Fahrt unternommen haben, besuchten zunächst das Schloß Windsor, um einen geeigneten Lan- dungsort aufzusuchen. Doch gehen jetzt die Aeroplane auf dem Kavalie- ri = Übungssplatz nieder. Die erste Post ist vom Bürgermeister von Windsor und dem dortigen Postmei- ster in Empfang genommen worden. Kapitän Wynham, auf dessen Ver- anlassung der neue Dienst eingeführt ist, erklärte einem Pressevertreter, daß die Anzahl der Aeroplane, die für diesen Zweck benutzt werden sol- len, von dem Umfang der zu beför- denden Poststücke abhängen wird. Jeder Aeroplan kann mindestens 50 Kilo tragen, so daß für die erste Zeit drei oder vier Flugzeuge als ausrei- chend erachtet werden. Einer der Flieger ist, wie vom Kabel gemeldet, bereits verunglückt.

Beim Wort genommen.

Verteidiger: Es steht im Buche der Natur geschrieben. . . .

Staatsanwalt: Welche Seite, welche Seite? . . .

Der Seidenwurm.

„Du Fritz, was hast denn die Gu- vernante heute vorgelesen?“ „Ach, Mama, von Klauen, Schmet- tertingen und Würmern!“ „So, so — na, wie heißt denn zum Beispiel der Wurm, dem die Mama die seidenen Kleider verdankt?“ „Papa!“

Rouen, das französische Nürnberg.

Ich glaube, es war der Engländer Charles Lamb, der den Menschen ein „relig-hunting animal“ nannte, um ihn von den anderen Angehörigen anderer und früherer Unterweltbun- des Tierreiches zu unterscheiden. Den waren nicht so gut: zweibeinig und aufrecht sind auch Storch und Strauß, mit Verstand und Instinkt kommen wir schon lange nicht mehr aus, und der Mann, der dem Men- schen allein die Fähigkeiten des La- chens zuschrieb, kannte den australi- schen Vogel nicht, den man den „Laughing Jassass“ genannt hat, weil er mit Stimme und Gelächern den ihm lauschenden Menschen auszu- lachen und zu verspotten scheint. Da- hingegen ist der Mensch sicherlich das einzige Tier, welches die Ueberblei- sel seiner Ahnen aufsucht, behütet und verehrt. Niemand findet die doch gesellig und verständig zusamen- lebenden Höringe, Sardinen, Amei- sen oder Bienen auf den Gebirgen gekommen, die Hundertjahrfeier ih- res ersten Erscheinens an der breto- nischen Küste oder in den böhmischen Wäldern oder im Pfargarten von Taubenheim zu begehen, und über- haupt ist den anderen Tieren nichts gleichgültiger als die Thaten und Er- lebnisse ihrer Vorfäter. Der Mensch allein kümmert sich eifrig um diese ungenügenden Dinge, fällt Museen mit solchen Reliquien an, errichtet Denk- steine und Statuen und verammelt sich in großen Häusern, um das vor- hundert oder tausend Jahren ge- schehene Ereignis festlich zu begehen. So kamen neulich die Reliquienjäger aus Amerika nach dem Bogenschild- chen Saint Die, weil dasselb vor vierhundert Jahren ein Buch gedruckt worden war, worin der zwanzigste Jahre vorher entdeckte Welttheil zum ersten Male nicht mehr Indien, son- dern Amerika genannt worden war. Und so erschienen dieser Tage Abge- sandte aus Norwegen in Rouen, weil nach den Aussagen der Gelehrten und Weisen gerade tausend Jahre seit der Niederlassung der Normannen in Frankreich verstrichen waren.

Und sehen Sie, wie gutmüthig wir alle geworden sind. Die übrigen Franzosen feierten mit und freuten sich der Ankunft der Normannen.“ Und doch waren diese Normannen- züge mit kaum etwas anderm zu ver- gleichen als den Zügen der Hunnen nach Deutschland oder den Einfällen der Türken in Ungarn und Oester- reich. Ja, ich glaube, die Reliquien- manie ist uns so in die Knochen ge- fahren, daß wir alle fröhlich mit- feiern würden, fielen es einem unse- rer „relig-hunting“ Zeigenossen ein, die Verbrennung der Pfalz durch die Franzosen oder den Sieg der Türken bei Mohatsch zur Veranlassung einer großen Feier zu wählen. Weil also vor tausend Jahren die Normannen, nachdem sie vorher schon ein paar Dutzend Male die Seine hinausge- fahren waren und alles umher ausge- räubt, verwüstet und verbrannt hal- ten, endlich beschloffen, die Einwohner der Seineriederung ganz zu ihren Sklaven zu machen und dauernd im Lande zu bleiben, wurden in Rouen von den Einwohnern der Normandie, die doch kaum alle von den eingefalle- nen Siegern abhammen können, son- dern deren einige die Raubstom- men der damals ausgeraubten sein müssen, Denkmäler errichtet und Feste gefeiert. Und diesen Anlaß habe auch ich wahrzunehmen, um wieder einmal Rouen zu besuchen, das eine Art von französischem Nürn- berg und jedenfalls ein wahres Mu- seum der gotischen Baukunst ist.

Nur ein Gedanke fiel mir peinlich auf das Gewissen: man fährt nach Rouen mit der jetzt dem Staate ge- hörigen Westbahn, und das ist die Bahn, auf der nach den übereinstim- menden und unablässigen Berichten der Pariser Blätter niemals ein Zug früher als eine Stunde nach der fest- gesetzten Zeit abfährt und niemals früher als drei Stunden zu spät ankommt, wo von zehn abgehenden Zügen drei entgleisen, zwei zusam- menstoßen und mindestens einer ei- nigen andern Unfall erleidet, sei es, daß er von einer Brücke oder von ei- nem Damme hinabfällt, in Brand ge- rät, oder einfach aus lauter Alter und Morsheit in Stücke fällt. Man kann sich denken, daß es keine Kleinigkeit ist, mit einem solchen Zuge zu fahren, und ich meine, mich selber be- nahe als der alten Wikingen würdig gezeigt zu haben, indem ich das Un- geheure wagte und ein Bilet nach Rouen und zurück nicht nur kaufte, sondern auch benutzte. Jetzt bin ich froh, daß ich es gethan habe, denn da- durch ist mir eine Ahnung in Ge- wisshheit verwandelt worden. Daß es nicht so schlimm sei mit der Staats- bahn, wie die Blätter es machen, hatte ich schon früher geahnt, und auch der Grund der gegen sie gerichteten Campagne schwebte mir dunkel vor. Als aber mein Zug nicht nur auf die Minute obging und ohne den mindesten Unfall glücklich ankam, als des ferneren mein entzücktes Au- gesah, daß in meinem Leben in kein- dem französischen Eisenbahnwagen britter Klasse gefessen habe, der sich

an Bequemlichkeit auch nur entfernt mit dem mit allem Komfort und so- gar mit angenehm gepolsterten Sit- zebänken ausgestatteten Wagen der vielgeschmähten Staatsbahn verglei- chen könnte, als ich endlich die Loko- motive beschaute und die Jahreszahl 1850 oder 1860 zu finden erwartete wie gemächlich bei Bummelzügen französischer Bahnen, dagegen aber nicht nur die Zahl 1908, sondern obendrein gar den Fabrikationsort Kassel entdeckte, wußte ich alles.“

Die französische Westbahn ist vor drei Jahren vom Staate angekauft worden, und damals gab es eine re- gierungsfähige Mehrheit im Parla- ment, welche nach und nach alle fran- zösischen Bahnen verstaatlichten wol- le. Dagegen wehren sich die Gesell- schaften, die zum großen Theil im Besitze der Familie Rothschild sind, und die Pariser Blätter stehen ent- weder direkt im Solde dieser Gesell- schaften, oder aber sie gehören theil- weise den nämlichen Leuten, die bei den Bahnen interessiert sind. Darum werden in den Blättern alle Unfälle und Unregelmäßigkeiten, die auf den Privatlinien passiren, todgeschwiegen oder aber nur in beschönigender Weise gemeldet, dagegen wird von der Staatsbahn ungünstiges nicht nur breit erzählt und übertrieben, sondern auch direkt erfunden, und der Erfolg läßt, daß das Publikum thörsächlich glaubt, die Staatsbahn werde in der unerbittlich schlechtesten Art verwaltet, und nur Privatgesellschaften seien in Frankreich im Stande, solche Unter- nehmen ordentlich zu leiten. In Wirk- lichkeit sind die Privatbahnen Frank- reichs, wie Jedermann weiß, die schlechtesten und rüchstandigsten Bah- nen in ganz Europa, und die Staats- bahn giebt sich im Gegentheil die größte Mühe, den Nachbarn nahe, wenn nicht gleich zu kommen. Aus diesem Grunde hat sie vor einigen Jahren ein paar hundert Lokomotiven in Deutschland gekauft, was wiederum den Zorn der französischen Industriellen und die Angriffe der Pariser Presse veranlaßte. Ein anderer Grund des journalistischen Jörnens ist, daß die Staatsbahn den Blättern keine Frei- statten zur Verfügung stellt, also daß auch die Journalisten ihre Reise be- zahlen müssen. Auf den Privatbahnen fährt alles, was mit der französischen Presse in Verbindung steht, umsonst, und in der ersten Klasse der französi- schen Bahnhänge sitzen nur Ausländer, die gezahlt haben, und Franzosen mit Freitarten. Die Pariser Presse hat also einen doppelten Grund, die Staatsbahn schlecht zu machen, und — aber wenn ich so lange unterwegs bleibe, wird man am Ende doch glauben, die französische Staatsbahn sei die elendeste aller Fiktionalbahnen, in- demalen sie sich immer noch nicht nach Rouen gebracht hat. Ich reise also eilends weiter und komme in ei- nem Rutsch in der Hauptstadt der Normandie an.

Und da wir uns so lange auf der Bahn verweilt haben, führe ich Sie gleich zum Endziel meines Ausfluges, wohin ich erst gelangte, als ich die Stadt gebührend durchwandert und ihre Merkwürdigkeiten beschauf hatte. Dies ist die Kapelle „Unserer Lieben Frauen von guter Hilfe“, die sich drei Kilometer von der Stadt auf einem stattlichen Hügel erhebt. Die Aussicht von hier oben ist eine der schönsten, die man sich auf dem Erdball zusammensuchen kann. Einerseits die Stadt mit den Thürmen der Kathedrale, von St. Ouen und St. Maclou, der Seine und ihren Brücken, andererseits das Thal des Flusses mit zahlreichen grünen In- seln, die hier wirklich von einem Sil- bende umschlungen sind wie leuch- tende Edelsteine, weiterhin eine anmu- thige Ebene mit Feldern und Gär- ten, Wäldern und Dörfern. Diese Aussicht allein ist die Fahrt nach Rouen werth, und auch wenn die Stadt bereinst gar keine allen wint- ligen Gassen und windschiefe malle- rische Wohnhäuser mehr hat, wird sich die Reise bezahlet machen. Von diesen pittoresken Gassen und Häusern ist heute nicht mehr viel übrig, weil Rouen eine der wenigen französischen Provinzhäute ist, die nicht zurückgeht oder flüchelt, sondern ein reges In- dustrie- und Handelsleben entwickelt. Da sind nun freilich die engen trau- men Gassen recht hinderlich, und man hat in den letzten dreißig Jah- ren ganze Viertel niedergelegt, um neue breite Straßen mit sehr häß- lichen modernen Gebäuden an ihre Stelle zu setzen. Nur ganz vereinzelt haben sich einige der alten, hochgie- lichen Holzbauten erhalten, die den Norddeutschland bekannten Besu- cher wieder auf die Thalsache föh- ren, daß die ganze nordeuropäische Küste dereinst ungefähr die gleiche Kultur und ähnliche Lebensgewohn- heiten hatte, gerade wie man das nämlische auch an der ganzen Süd- küste von Lissabon über Gibraltar nach Valencia, Marseille, Genua, Neapel und so weiter bis nach Kon- stantinopel hin beobachten kann. Zwi- schen einem Marzeiler und einem Neapolitaner oder Konstantinopeler ist weit mehr ethische und kulture- lle Berührung als zwischen dem Marzeiler und seinem französischen Landsmann aus Havre oder Dün- kirgen, und ebenso steht der Lübeder

und Rigauer dem Antwerpener und Rouener näher als dem Silbrussen oder Süddeutschen.

In Rouen steht eine der schönsten und stilreinften gotischen Kirchen, die es vermußtlich überhaupt gibt; es ist das nicht die ebenfalls sehr schöne Ka- thedrale, sondern die Kirche St. Ouen. Die allermeisten großen alten Kirchen sind nicht in zwanzig oder dreißig Jahren, sondern in drei oder vier Jahrhunderten errichtet worden, und darum findet man in ihnen nicht nur alle Nuancen der Gothik vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahr- hundert, sondern sehr häufig mischt sich auch noch der romanische und spä- terhin der Stil der Renaissance und der Barockzeit hinein, um von dem Professorenstil unserer modernen Re- stauratoren ganz zu schweigen. Eine solche im Laufe der Jahrhunderte in verschiedenere Bauart aufgeführte Kirche ist darum nicht un schön. Mit Nischen und im Gegentheil, denn in jener Zeit, als es noch keine Bauakade- mien und keine akademisch gebildete Architekten gab, legte jede Generation in ihre Bauten ihr ganzes Gemüth, ihr ganzes Dichten, Trachten und Streben, Leben und Wesen, und ein solcher Bau ist dann für den, der zu lesen weiß, ein weit besseres und le- benderes Buch als die aufs schönste geführte und illustrierte Welt- und Kulturgeschichte. Das ändert aber nicht, daß ein so reiner, in wenigen Jahrzehnten ganz nach einem einhei- tlichen Plane errichteter Bau wie die Kirche St. Ouen in Rouen wenigstens als Kunstwerk noch weit schöner, edler und herrlicher wirkt.

Auch die Kathedrale ist sehr schön, besonders die wie Silberglanz aus- sehende, leider augenblicklich von den Restauratoren überfallene Fassade, obgleich die beiden Thürme daneben sich nicht sehr gut machen, und der viel zu hohe neue eiserne Thurm über derierung abschreckend wirkt. Ein Edelstein der Gothik ist die Kirche St. Maclou mit ihrer sehr merkwürdigen und reizenden fünfseitigen Fassade und ihren in Holz geschnittenen Renaissanceföhren, prächtig und intim zugleich ist der gotische Justizpalast, und so könnte man seitenslang von den Sehenswürdigkeiten der Stadt erzäh- len, wenn man dabei nicht notwen- diger Weise dem Bädeler ins Gehege kommen müßte.

In Rouen ist bekanntlich die Jung- frau von Orleans verbrannt worden, — von den Engländern sehen die Franzosen jedesmal hinzu, in Wirk- lichkeit aber waren damals alle Nord- franzosen „Engländer“, die Pariser selbst nicht ausgenommen. Ein nord- französischer Bischof leitete das Ver- hör, die Professoren der Sorbonne gaben ihr Gutachten gegen die Jung- frau ab, und freuten sich des Schau- spiels. Schon im achtzehnten Jahr- hundert wurde der Jungfrau ein Standbild errichtet, und das ist einer der komischsten Beweise dafür, daß der Mensch nie aus seiner Zeit heraus- kam. Diese Johanna steht ganz ge- nau so aus wie eine Freundin der Marquise von Pompadour und scheint sich eben die Haare zu pudern. Die Statue steht übrigens nicht auf dem Plage, wo Johanna verbrannt wurde, sondern dieser ist auf dem großen Marktplate durch ein Kreuz im Pfla- ster bezeichnet. Für etwaige spätere Besucher von Rouen bemerke ich noch, daß man außer dem Wallfahrtsort Notre Dame de Bon Secours ja nicht den ehemaligen Friedhof von St. Maclou veräume, der im Bädeler etwas flüchtig mitgenommen wird. Das ist ein herrlich stiller und idyl- lischer Klosterhof, rundum von alten Holzbauten mit geschmittenen Krahnen umgeben, etwas ähnliches wie die bel- gischen Beainenhöfe, aber vielleicht noch malerischer und eigenartiger, weltlern und friedvoll wie eine Mut- tertogtes von Remling.

Karl Eugen Schmidt.

Reinhold Begas, Deutschlands berühmter Bildhauer

Mit dem verstorbenen Altmeister der Bildhauerkunst, Reinhold Begas, ist einer der letzten populären Mä- nner Deutschlands dahingegangen. Begas, der aus einer bekannten Berliner Künstlerfamilie stammte, zeigte früh sein starkes Talent, und eine seiner ersten Arbeiten in Marmor, ein Exri- tuskopf, wurde vom König Friedrich Wilhelm IV. für 1000 Thaler ange- kauft. Von diesem Gelde konnte der junge Künstler seine erste Studien- reise nach Rom machen. Dort stu- dirte er mit heiligem Eifer die antiken und mittelalterlichen Vorbilder, die auf sein späteres Schaffen einen großen Einfluß gewannen. In Rom traf er mit anderen jungen deutschen Künstlern zusammen, von denen da- mals wohl keiner ahnte, daß ihre Na- men später einmal einen großen Theil der neuen deutschen Kunstgeschichte ausfüllen würden. Die Freunde hießen Böcklin, Lenbach, Feuerbach. — Seinen ersten Unterricht genosß Begas bei Rauch, und gerade er sollte es sein, der an Stelle der Rauch'schen klassizistisch strengen Kunst eine klar bewerkte, lebendige Formensprache zur Herrschaft brachte, die eine Mischung von klassischem Barock, Renaissance und Naturalismus darstellte. Seine

erste große Arbeit, die ihn berühmt machte, war der Entwurf für das Berliner Schiller-Denkmal, und man versteht heute schwer, daß dieses un- idealisiert erscheinende Monument da- mals als trauester Naturalismus heftig angegriffen wurde. Aber die Kunst der offiziellen Auftraggeber blieb seiner Kunst treu, — und seit Friedrich Wilhelm IV. hat Begas für alle preussischen Herrscher gearbeitet. Kaiser Wilhelm II. begünstigte ihn aber am meisten, und unter seiner Herrschaft schuf Begas in rascher Folge die großen Denkmäler, die den neuen Ruhm Deutschlands vertiebn sollten und so mit dem künstlerischen einen politischen Zweck verbunden. Auch die Sarkophage des Kaisers und der Kaiserin Friedrich im Pots- damer Mausoleum und das Standbild Alexander v. Humboldt vor der Ber- liner Universität sind seine Werke. Außer Staatsaufträgen machte er noch eine Menge Privatarbeiten, die zum Theil in der Nationalgalerie und anderen auswärtigen Museen stehen. Dabei lebte er antike Motive, und sein „Pan, Psyche tröstend“, u. a. sind bekannte, reizvolle Werke geworden. Aber sein populärster und zugleich sein schönstes ist der Neptunbrunnen vor dem Schloß, den er im Auftrage der Stadt Berlin für den Kaiser mo- dellirte. Bei einem üppigen Reich- thum an Details verlor er doch nicht eine belebte Monumentalität, die an- muthig und leicht verständlich ist, und daß der Brunnen als „Begasbrun- nen“ im Volke populär wurde, ist der beste Ruhm für seinen Schöpfer. Reinhold Begas hat, allein rühmlich genannt, die größten Berliner Mo- numente geschaffen. Standbild, wie das Kaiser - Wilhelm - Denkmal, das Bismard-Denkmal, der Schloßbrun- nen bilden mit einer Harte und bestim- mende Note im Bild der inneren Stadttheile Berlins. Und sein stark persönlicher Stil äußert sich nicht nur in seinen eigenen, sondern auch in den Werken der aus seiner Schule hervor- gegangenen Bildhauer, die mit klei- neren offiziellen Aufträgen bedacht wurden und nun den Stil des Meis- ters, gesehen und leider oft vergrö- ßert und verschlechtert durch ihr eige- nes Temperament, zum Ausdruck brachten. Als Begas auf der Höhe seines Ruhmes stand, drängten sich in seinen Ateliers die Schüler, und es galt als Ehre, zu seinen Meisterschül- lern zu zählen. Viele von ihnen sind heute selbst berühmte Bildhauer, die aus eigener Kraft den Stil und die Ausdrucksform der Bildhauerkunst erweiterten und förderten; so ist z. B. Leberer, der Schöpfer des berühmten Hamburger Bismard - Denkmals, ein Begas-Schüler. In der letzten Zeit war es um Begas still geworden, und er lebte zurückgezogen in seiner Ber- liner Villa. Als er kürzlich den 80. Geburtstag feierte, wurde ihm vom Kaiser der Titel Excellenz verliehen. Trotz der allmählich eintretenden Al- tersanzeichen schien der Meister doch noch recht rüstig, so daß er am Tage seines Todes noch eine Spazierfahrt unternahm. Als er von der Ausfahrt zurückkam, fühlte er sich nicht wohl, auch verlagte die Sprache, und bald darauf verschied er schmerzlos infolge Herzschwäche. Die Leiche wurde im Atelier, in dem Begas seine größten Werke geschaffen hat, aufgebahrt, vorher nahm der älteste Sohn, der selbst Künstler ist, die Todtenmaske ab, außerdem zeichnete der Rorträtmaler Emanuel Groffer den Verstorbenen auf dem Todtenbett.



„Ostar, denken Sie manchmal an Geiraten? — Die und da gegen Ende des Mo- nats.“



„Sieh' mal, Mutti, der Flamingo da hat'n Schnabel wie Cuckel Moritz seine Nase.“ „Aber, Kind, wie kannst du nur so 'was Därlisches sagen!“ „Der Flamingo hört es ja nicht.“

Man wirkt oft mehr durch das, wo- für einen die Leute halten, als durch das, was man ist und kann.